



In schlechten wie in guten Zeiten: Nancy Borowicks Eltern, 2013 von der Krankheit gezeichnet (oben) und Anfang der 80er-Jahre auf einer Kostümparty (rechts)



BILDER GEGEN DIE ANGST

Erst bekommt die Mutter Krebs, dann der Vater. Die junge Fotografin Nancy Borowick weiß, dass nicht mehr viel Zeit bleibt – und begleitet die todkranken Eltern mit der Kamera. Ein Gespräch über Familie, Erinnerung und Lebenslust

INTERVIEW: GUNTILD KUPITZ FOTOS: NANCY BOROWICK

K

Kurz nach der Krebsdiagnose Ihres Vaters Ende 2012 begannen Sie, Ihre Eltern mit der Kamera zu begleiten. Warum?

Um so viel Zeit wie möglich mit ihnen zu verbringen. Im Jahr davor war bei meiner Mutter Brustkrebs festgestellt worden, zum dritten Mal. Es mag seltsam klingen, aber anfangs hat das meine beiden Geschwister und mich nicht weiter beunruhigt. Wir waren ja gewohnt, dass sie krank war. Doch dann sagte uns mein Vater, er habe Bauchspeicheldrüsenkrebs im Endstadium, und mir wurde augenblicklich klar, dass meine Eltern sterben würden. Nicht sofort, aber es war absehbar. Irgendwie hatte ich bis dahin die kindliche Vorstellung, sie würden ewig leben.

Fiel es Ihnen nicht schwer, in dieser Situation zu fotografieren?

Wäre ich nur als Tochter zu meinen Eltern gefahren, hätte es mich wahrscheinlich ziemlich zerbröckelt – ich war gefühlsmäßig im völligen Ausnahmezustand. Doch als Fotografin konnte ich ihnen nahe sein und mich trotzdem innerlich distanzieren. Ich versuchte, mein privates Projekt wie einen Kundenauftrag zu betrachten.

Manchmal vergaß ich tatsächlich, dass es meine Eltern waren, die ich vor der Kamera hatte. Ich blendete die Realität einfach aus.

In der Realität waren Ihrer Mutter die Brüste abgenommen worden.

Das war wirklich hart für sie. Auch die Chemotherapie setzte ihr ziemlich zu. Sie raubte ihr die langen Haare und damit nicht nur einen Teil ihrer Schönheit, sondern auch einen Teil ihrer Identität. Einmal schaute meine Mutter in den Spiegel und stellte fest: „Ich sehe aus wie ein Es.“ Sie erkannte sich nicht wieder. Ein anderes Mal bat sie meinen Vater, ihr den Kopf zu rasieren. Plötzlich nahm sie zwei Haarbüschel, hielt sie sich erst über die Augen, dann über den Mund und verpasste schließlich auch unserem Hund buschige Brauen – es war wunderbar albern. Und extrem befreiend. Ihr Humor vertrieb die Anspannung und half gegen die Angst. Zumindest kurz.

Fürchtete sie sich vor dem Tod?

Nein. Seit ihrer ersten Diagnose mit 42 war sie auf ihn vorbereitet. Was sie fürchtete, war das Sterben: dass sie nicht mehr fähig sein würde, zu denken, zu sprechen, sich zu erinnern – eben nicht mehr sie selbst zu sein.

Und Ihr Vater? Hatte er Angst?

Er war schon immer fest davon überzeugt gewesen, dass er nicht alt werden würde: Sein eigener Vater starb an einem Hirntumor, als er noch ein Baby war, seine Mutter an Brustkrebs, da war er 15. Er wusste also, wie zerbrechlich das Leben ist. Umso intensiver lebte er; jeder einzelne Tag war ein Geschenk. Vermutlich war seine persönliche Geschichte auch der Grund dafür, warum wir

„ICH HABE MEINE ELTERN NOCH EINMAL GANZ ANDERS KENNENGELERNT“

als Kinder ständig etwas mit unseren Eltern unternommen haben. Damals wollte ich natürlich viel lieber mit meinen Freunden zusammen sein. Aber heute weiß ich, dass wir genau deshalb eine so außergewöhnliche und enge Beziehung zueinander haben.

Hat sich Ihr Verhältnis durch die Krankheit verändert?

Oh ja: Es wurde noch enger. Vor allem aber habe ich meine Eltern durch die häufigen Besuche noch einmal ganz anders kennengelernt: Sie waren nicht mehr nur Mom und Dad, sondern individuelle Persönlichkeiten, die mich ganz vieles gelehrt haben.

Zum Beispiel?

Zuversicht. Mut. Hoffnung. All das haben sie mir vorgelebt, indem sie die Zeit, die ihnen noch blieb, mit allen Sinnen genossen. Deshalb gab es in ihrem Alltag auch nicht nur Chemotherapien, sondern genauso Familienessen, Filmnächte, Spontanurlaube und lange Kaminabende.

Zwei Monate bevor Ihr Vater starb, erschien in der „New York Times“ eine Geschichte über Ihre Eltern, mit Ihren Fotos.

Viele Leser schrieben mir daraufhin, wie sehr sie es bedauerten, ►

Eine Auszeit von der Realität: Nach seiner ersten Chemotherapie unternahm Howard (Howie) Borowick mit seiner Frau Laurel einen Last-minute-Trip nach Florida, das war im Januar 2013

ZUVERSICHT.
MUT. HOFFNUNG.
ALL DAS LEBTEN
DIE BEIDEN VOR

„Mein Vater wusste, wie zerbrechlich das Leben ist“, sagt Nancy. „Umso intensiver lebte er jeden einzelnen Tag.“ Hier das junge Paar in den 80ern, die beiden waren 34 Jahre lang verheiratet

„MEIN BLICK AUFS LEBEN HAT SICH VERÄNDERT. ICH WEISS, WAS ICH WILL UND WELCHE WERTE ZÄHLEN“

dass sie ihren Müttern und Vätern viele Fragen nicht gestellt hätten. Nun sei es leider zu spät. Das sollte mir auf keinen Fall passieren, denn es gibt nur die Gegenwart. Ich begann, alles festzuhalten: Bilder, Videos, Audiofiles; auf meiner Kamera, auf meinem Handy, auf dem Handy anderer Leute, in einem Heft – nichts durfte verloren gehen. Ich wollte mich an alles erinnern können: an ihre Stärke, ihre Liebe; an jeden einzelnen Augenblick, den guten wie den schlechten. Die Aufnahmen enthalten die Essenz dessen, wer meine Eltern waren, was unsere Familie ausmachte – und: wer ich bin. Ohne die Mitschnitte hätte ich vieles schon vergessen. Doch so leiten und lehren meine Eltern mich, obwohl sie tot sind.

Um was ging es in Ihren Gesprächen? Was war Ihnen wichtig?

Meist saßen wir am Küchentisch und redeten über das, was sich gerade so ergab. Manchmal waren die Themen schwer und emotional. Dann sprachen wir über das Leben und den Tod, über Krebs, Beziehungen, die Kindheit. Manchmal waren sie leicht, dann ging es um Lieblingsfilme, Essen, Geburtstage, so etwas eben. Und immer wieder ging es um Fragen, die mir wichtig waren, wie: Was werdet ihr am meisten vermissen, wenn ihr mal nicht mehr seid?

NANCY BOROWICK



Die amerikanische Fotografin wuchs als mittleres von drei Kindern eines Anwaltspaares in Chappaqua auf, rund 45 Kilometer von New York City entfernt. Nancy Borowick, 31, absolvierte ein Studium am renommierten International Center of Photography in Manhattan. Nach Ausstellungen in der ganzen Welt ist nun eine Auswahl ihrer Fotos zusammen mit Liebesbriefen, alten Familienbildern und Texten in einem Buch erschienen: „The Family Imprint. A Daughter's Portrait of Love and Loss“, Hatje Cantz Verlag, 45 Euro

Was haben Ihre Eltern Ihnen darauf geantwortet?

Mein Vater sagte mir und meinen Geschwistern: „Dass ich mit eurer Mutter nicht alt werde.“ Und sie sagte: „Dass ich eure Kinder nicht aufwachsen sehe.“

Vermutlich führt man solche Gespräche tatsächlich nur, wenn man weiß, dass nicht viel Zeit bleibt.

Insofern bin ich der Diagnose Krebs auch zutiefst dankbar.

Haben Sie Angst davor, selbst an Krebs zu erkranken?

Nein, eigentlich nicht. Und wenn es doch passiert, dann ist es eben so; dann ist es das Ende meiner Geschichte. Genauso gut könnte ich auch von einem Bus überfahren werden. „Niemand hat uns ein langes Leben versprochen“, hat mein Vater immer gesagt. Er und meine Mutter sind mit ihrem

Tod so offen und bewusst umgegangen, dass ich mich nicht wirklich vor ihm fürchte. „Über den Tod zu sprechen, ermöglicht es uns überhaupt, sich auf das Leben zu konzentrieren und es zu genießen“, fand meine Mutter.

Wie war der Moment, als es dann wirklich zu Ende ging?

Mein Vater bekam Morphium, er starb im Krankenhaus, wir waren alle bei ihm. 364 Tage später starb meine Mutter. Zu Hause, in ihrem Bett, umgeben von ihrer Familie, ihrer eigenen Mutter, unter einem Foto von meinem Vater und ihr. So hatte sie es gewollt.

Hat sich durch die Erfahrung mit Ihren Eltern Ihr Blick auf das Leben verändert?

Auf jeden Fall. Sie hat mir geholfen herauszufinden, was für mich wichtig ist. Ich habe lange in New York gelebt und alles, was ich dort gemacht habe, war arbeiten, arbeiten, arbeiten. Vor ein paar Monaten sind mein Mann und ich nach Guam gezogen, einer kleinen Insel im westpazifischen Ozean. Hier kann man gar nicht anders, als das Leben zu genießen.

Wie Laurel und Howie es konnten.

Ja, dieses Bewusstsein haben meine Eltern mir geschenkt. Ich weiß heute auch viel besser, was ich will, was meine Werte sind – und wie ich den Rest meines Lebens verbringen möchte. Mein Mann und ich finden es großartig, uns an kleinen Momenten wie einem Sonnenuntergang zu erfreuen. Lebten meine Eltern noch, wären wir jetzt wahrscheinlich nicht hier. Insofern ist es schwierig, auf das Vergangene zurückzublicken und alles schrecklich zu finden. Es ist schließlich ganz viel Schönes daraus entstanden. ■

FOTO: MATT BOROWICK



1



2



3



4

ES GIBT NUR DIE GEGENWART